

Gustave Flaubert
Bouvard und Pécuchet
Roman

Herausgegeben,
aus dem Französischen übersetzt und annotiert
von Hans-Horst Henschen



WALLSTEIN VERLAG

Da eine Hitze von dreiunddreißig Grad herrschte, lag der Boulevard Bourdon völlig verödet da.

Etwas tiefer erstreckte sich in gerader Linie der tintenschwarze Wasserspiegel des Kanals Saint-Martin in den Grenzen seiner beiden Sperrschleusen. Auf halber Strecke lag ein mit Holz beladener Frachtkahn vor Anker, und an der Uferböschung türmten sich zwei Reihen Fässer.

Jenseits des Kanals schnitten die Lücken zwischen den von Speicherschuppen zerteilten Häuserzeilen azurblaue Felder aus dem weiten, wolkenlosen Himmel, und der Widerschein der Sonneneinstrahlung tauchte die weißen Fassaden, die Schieferdächer und die granitenen Quais in grellen Glanz. Aus der Ferne drang ein verworrenes Rauschen in die laue Luft, und die ganze Szenerie wirkte in der Sonntagsruhe und der Trostlosigkeit brütender Sommertage wie erstarrt.

Zwei Männer tauchten auf.

Der eine kam von der Bastille, der andere vom Jardin des Plantes. Der größere, ganz in Leinen gewandet, ging mit in den Nacken geschobenem Hut, die Weste aufgeknapft und die Halsbinde in der Hand. Der kleinere, dessen Rumpf in einem kastanienbraunen Gehrock steckte, barg den Kopf unter einer Kappe mit spitzem Schirm.

Auf halber Strecke des Boulevards angekommen, nahmen sie gleichzeitig Platz, auf ein und derselben Bank.

Um sich den Schweiß von der Stirn zu wischen, setzten sie ihre Kopfbedeckungen ab, die jeder neben sich legte, und der kleinere bemerkte im Hut seines Nachbarn den Namenszug *Bouvard*, während der andere in der Kappe des einzelgängerischen Privatmannes im Gehrock unschwer das Wort *Pécuchet* entzifferte.

»Schau an!«, sagte er, »wir haben beide denselben Einfall gehabt, nämlich unsere Namen in die Kopfbedeckungen einstickten zu lassen.«

»Gott behüte, man könnte mir meine ja sonst im Büro entwenden!«

»Ganz mein Fall, ich bin auch Angestellter.«

Daraufhin musterten sie einander eindringlich.

Das liebenswerte Äußere Bouvard's nahm Pécuchet auf der Stelle für ihn ein.

Aus seinem lebhaft getönten Gesicht strahlten bläuliche, immer halb geschlossene Augen. Eine Hose mit breitem Latz, deren steile Falten auf Kastorscheuhe stießen, umschloss eng anliegend seinen Bauch und bauschte sein Hemd überm Gürtel; – und seine blonden, von Natur aus leicht gelockten Haare verliehen ihm etwas Kindliches.

Mit gespitzten Lippen ließ er fortwährend eine Art leises Pfeifen ertönen.

Das gediegene Äußere Pécuchets beeindruckte wiederum Bouvard.

Man hätte glauben können, er trüge eine Perücke, so glatt und schwarz lagen die Haarsträhnen seiner hohen Stirn an. Wegen der stark abfallenden Nase erschien sein Gesicht stets ins Profil gewendet. Seine Beine, in engen Lasting-Röhren steckend, standen in keinem Verhältnis zur Länge des Rumpfes: und seine Stimme klang laut und dumpf.

Eben entfuhr ihm folgender Ausruf: »Wie gut man's doch jetzt auf dem Lande hätte!«

Das Umland aber war, Bouvard zufolge, wegen des Lärms der Landgasthäuser unerträglich. Pécuchet war der gleichen Ansicht. Dennoch begann er auch der Hauptstadt überdrüssig zu werden. Bouvard nicht minder.

Und ihre Blicke schweiften über Haufen von aufgeschichteten Mauersteinen, über das jauchige Kanalwasser, auf dem ein Stroh Bündel trieb, zu einem Fabrikschlot, der sich am Horizont erhob; die Luft war von Abwasserausdünstungen geschwängert. Sie wendeten sich zur anderen Seite. Aber da hatten sie die Mauern des städtischen Getreidespeichers vor Augen.

Auf der Straße (und das überraschte Pécuchet) war einem entschieden noch heißer als zu Hause!

Bouvard forderte ihn auf, seinen Gehrock abzulegen. Er selbst – er schere sich nicht um das Gerede der Leute!

Plötzlich taumelte ein Betrunkener im Zickzack über den Gehsteig; – und schon verstrickten sie sich in eine politische Auseinandersetzung über die Arbeiterschaft. Ihre Ansichten liefen auf dasselbe hinaus, obwohl Bouvard möglicherweise etwas liberaler war.

Ein Staubwirbel wehte das Klipklap von eisenbeschlagenen Hufen über das Pflaster: drei Mietskaleschen, die in Richtung Bercy fuhren, darin eine Braut mit ihrem Hochzeitsstrauß, Bürger mit weißen Halsbinden, Damen, die bis zu den Schultern in ihren Röcken versanken, zwei oder drei kleine Mädchen und ein Gymnasiast. Der Anblick dieser Hochzeitsgesellschaft bewog Bouvard und Pécuchet zu einem Gespräch über die Frauen – die sie als frivol, zänkisch und eigensinnig abstempelten. Dennoch seien sie häufig besser als die Männer; manchmal aber auch schlechter. Kurz, es lebte sich einfach angenehmer ohne sie; deshalb war Pécuchet auch Junggeselle geblieben.

»Ich bin Witwer«, sagte Bouvard, »und kinderlos!«

»Ist das nicht sogar ein Glück für Sie?« Aber die Einsamkeit sei auf die Dauer doch gewiss sehr tristlos gewesen.

Dann tauchte am Quai-Ufer ein Freudenmädchen mit einem Soldaten auf. Bleich, schwarzhaarig und pockennarbig, stützte sie sich, träge einher schlurfend und sich in den Hüften wiegend, auf den Arm des wackeren Kriegsmannes.

Als sie schon etwas entfernt war, erlaubte sich Bouvard eine obszöne Bemerkung. Pécuchet errötete heftig und machte ihn, wohl um sich eine Antwort zu ersparen, mit warnendem Blick auf einen herannahenden Priester aufmerksam.

Der Geistliche kam gemessenen Schrittes das Trottoir herunter, das durch schütterere Ulmen von der breiten Avenue abgegrenzt wurde, und Bouvard machte, sobald er den Dreispitz nicht mehr sah, seiner Erleichterung Luft, weil er die Jesuiten verabscheute. Ohne sie direkt freizusprechen, bezeugte Pécuchet der Religion im Allgemeinen doch eine gewisse Ehrerbietung.

Mittlerweile war die Abenddämmerung angebrochen, und

die Jalousien gegenüber wurden hoch gezogen. Die Straßenpassanten mehrten sich. Es schlug sieben Uhr.

Ihr Redestrom aber versiegte nicht; ein Wort gab das andere, auf witzige Bemerkungen folgten Anekdoten, philosophische Aperçus wechselten mit persönlich gefärbten Betrachtungen. Sie hechelten die Straßen- und Brückenverwaltung durch, die Tabakregie, die Geschäftswelt, die Theater, »unsere« Marine und das ganze Menschengeschlecht, wie Leute, denen das Leben übel mitgespielt hat. Jeder stieß beim Zuhören auf ungeahnte eigene Schichten von Erinnerungen. – Und obwohl sie das Alter der naiven Gefühlsaufwallungen längst hinter sich hatten, empfanden sie dabei doch ein ganz neues Vergnügen, eine Art Herzensöffnung, den Reiz gerade erst erblühender Zärtlichkeiten.

Zwanzig Mal waren sie bereits aufgestanden, hatten sich wieder hingesetzt und den Boulevard erneut in ganzer Länge durchmessen, von der nördlichen bis zur südlichen Schleuse, immer im Begriff, sich zu trennen, aber ohne sich endgültig dazu aufraffen zu können, von einer Art Faszination gebannt.

Dennoch waren sie drauf und dran, sich zu verabschieden, und ihre Hände hatten sich schon gefunden, als Bouvard plötzlich sagte:

»Großer Gott! Warum gehen wir nicht gemeinsam essen?«

»Ganz meine Idee!«, erwiderte Pécuchet, »aber ich wagte gar nicht, Ihnen das vorzuschlagen!«

Und er ließ sich in ein kleines Restaurant gegenüber dem Hôtel de Ville führen, in dem man, so Bouvard, gut aufgehoben sei.

Er bestellte das Menü.

Pécuchet äußerte eine gewisse Scheu vor Gewürzen, die ihm eine Magenverstimmung eintragen könnten. Auf der Stelle wurde das zum Gegenstand einer medizinischen Diskussion. Dann priesen sie die Leistungen der Wissenschaften: Wie vieles gab es da zu lernen, wie vieles zu erforschen – wenn man nur die Zeit dazu hätte! Aber leider! Der Broterwerb füllte sie völlig aus, und sie hoben die Arme vor Erstaunen, ja, sie hätten sich beinahe über den Tisch hinweg umarmt, als sie entdeckten,

dass sie beide Kopisten waren, Bouvard in einem Handels-
haus, Pécuchet im Marineministerium – was ihn jedoch nicht
hinderte, allabendlich eine Mußestunde dem Studium zu wid-
men. Er hatte Fehler im Werk von Monsieur Thiers entdeckt
und sprach mit größter Hochachtung von einem gewissen
Dumouchel, seines Zeichens Professor.

Bouvard dagegen hatte andere Stärken. Seine haargeflochte-
ne Uhrkette und die Art und Weise, wie er die Remoula-
dence aufschlug, verrieten den ausgepichteten Lebemann, und
er aß, den Serviettenzipfel unter die Achselhöhle geklemmt,
und erzählte dabei Schnurren, die Pécuchet zum Lachen brach-
ten. Es war ein besonderes Lachen, immer derselbe einzige,
kehlig-tiefe Laut, der in großen Abständen ausgestoßen wurde.
Bouvards Lachen dagegen war lang anhaltend, schallend, er
entblökte dabei die Zähne, die Schultern bebten, und sogar die
Gäste, die schon die Türklinke in der Hand hatten, drehten sich
nach ihm um.

Nach beendeter Mahlzeit brachen sie auf, um den Café in
einem anderen Lokal zu trinken. Pécuchet beklagte beim Anblick
der Gaslaternen das Überhandnehmen des allgemeinen Luxus
und ließ dann, mit verächtlicher Geste, die Zeitungen über die
Klinge springen. Bouvard war in dieser Hinsicht nachsichtiger.
Er schätzte generell alle Schriftsteller und hatte in seiner Jugend
eine gewisse Neigung zur Schauspielerei verspürt!

Mit einem Billardqueue und zwei Elfenbeinkugeln versuchte
er, bestimmte Jonglierkunststückchen zu demonstrieren, wie
sie Barberou, einer seiner Freunde, vorzumachen pflege. Die
Kugeln fielen unweigerlich zu Boden und verloren sich, zwi-
schen den Beinen der Gäste hindurch rollend, auf Nimmerwie-
dersehen. Der Kellner, der sich, auf allen Vieren unter die Sitz-
bänke kriechend, immer wieder auf die Suche danach machte,
begann schließlich zu maulen. Pécuchet legte sich mit ihm an,
der Kneipier mischte sich ein, er wischte seine Entschuldigung
beiseite und mäkelte sogar an ihrer Zeche herum.

Zu guter Letzt machte er den Vorschlag, den Abend doch in
aller Ruhe in seiner Wohnung zu beschließen, die ganz in der
Nähe lag, in der Rue Saint-Martin.

Kaum eingetreten, zog er eine Art Indienne-Unterjacke an und spielte den Gastgeber.

Ein Schreibtisch aus Fichtenholz verstellte, genau in die Mitte gerückt, mit seinen sperrigen Ecken den Raum; und überall ringsum, auf den Dielen, auf den drei Stühlen, auf dem alten Sessel und in allen Winkeln lagen in buntem Durcheinander verschiedene Bände der *Encyclopédie Roret* herum, das *Manuel du magnétiseur*, ein Fénelon und andere Scharteken – weiter ganze Haufen von Aktenbündeln, zwei Kokosnüsse, verschiedene Medaillen, ein türkischer Fez – und Muscheln aus Le Havre, die Dumouchel mitgebracht hatte. Eine dicke Staubschicht bedeckte die ehemals gelb gestrichenen Wände. Die Schuhbürste lag am Rande des Bettes, von dem die Laken herabhingen. An der Decke hatte sich, vom Lampenruß verursacht, ein großer schwarzer Fleck gebildet. Bouvard bat, wohl wegen des abgestandenen Geruchs, um die Erlaubnis, das Fenster zu öffnen.

»Aber dann würden ja die Papiere wegfliegen!«, rief Pécuchet, der ohnehin jeden Luftzug fürchtete.

Gleichwohl atmete er schwer in diesem kleinen Raum, der von morgens an durch die auf das Schieferdach strahlende Sonne aufgeheizt worden war.

Bouvard sagte: »Ich an Ihrer Stelle würde dieses Flanell-ungetüm ausziehen!«

»Wie bitte?« Und voller Entsetzen beim bloßen Gedanken daran, sich von seinem wollenen Gesundheitsunterhemd zu trennen, senkte Pécuchet den Kopf.

»Begleiten Sie mich doch heim«, ergriff Bouvard erneut das Wort, »die frische Luft draußen wird Ihnen gut tun.«

Schließlich zwängte sich Pécuchet wieder in seine Stiefel und brummelte: »Sie verhexen mich ja, auf mein Wort!« – und trotz der nicht geringen Entfernung brachte er ihn nach Hause, bis zur Ecke der Rue de Béthune, gegenüber dem Pont de la Tournelle.

Bouwards Zimmer, gut gewachst und gebohnert und mit Perkalvorhängen und Mahagonimöbeln ausgestattet, verfügte über einen Balkon mit Aussicht auf den Fluss. Die beiden

wirklichen Zierden aber waren ein Likörservice auf der Kommode und Daguerreotypien zu beiden Seiten des Spiegels, die Freunde von ihm zeigten; im Alkoven hing ein Ölgemälde.

»Mein Onkel!«, sagte Bouvard, und das Licht des Kerzenleuchters, den er in den Händen hielt, erhellte das Porträt eines würdigen Herrn.

Sein Gesicht, von einem gelockten Haarschopf gekrönt, wirkte durch einen rötlichen Backenbart etwas in die Breite gezogen. Die hohe Halsbinde und der dreifache Kragen von Hemd, Samtweste und schwarzem Überrock erweckten den Eindruck von Kurzhalsigkeit. Die Hemdkrause war mit Diamanten besetzt. Die Augen waren über den feisten Wangen zusammengekniffen, und er lächelte ein etwas verschmitztes Lächeln.

Pécuchet konnte nicht umhin anzumerken: »Man hätte ihn eher für Ihren Vater gehalten!«

»Er ist mein Patenonkel«, erwiderte Bouvard beiläufig und fügte hinzu, seine Taufnahmen seien François-Denys-Bartholomé. Die von Pécuchet waren Juste-Romain-Cyrille – und sie waren genau gleich alt: siebenundvierzig Jahre. Diese Zufallsfügung machte ihnen Spaß, überraschte sie aber auch, weil jeder den anderen für älter gehalten hätte. Schließlich priesen sie die Vorsehung, deren Wege eben manchmal wunderbar seien. – »Denn wenn wir heute nicht rechtzeitig aufgebrochen wären, um spazieren zu gehen, hätten wir sterben können, ohne uns kennen gelernt zu haben!«, und nachdem sie die Adressen ihrer Dienstherrn ausgetauscht hatten, wünschten sie sich eine Gute Nacht.

»Und kein Damenbesuch mehr!«, rief ihm Bouvard im Treppenhaus nach.

Pécuchet stieg die Stufen hinunter, ohne auf die Zote zu antworten.

Am nächsten Tag ertönte im Hof von Gebr. Descambos – Elsässische Stoffe, in der Rue Hautefeuille Nr. 92 – eine laute Stimme und rief: »Bouvard! Herr Bouvard!«

Der Gerufene streckte den Kopf zum Fenster hinaus und erkannte Pécuchet, der sich noch lauter und deutlicher vernehmen ließ:

»Ich bin nicht krank! Obwohl ich sie ausgezogen habe!«

»Was denn?«

»Das hier!«, sagte Pécuchet, auf seine Brust zeigend.

Der ganze Meinungs-austausch vom Vortag hatte ihm, im Verein mit der Hitze im Zimmer und den Verdauungs-moles-ten, derart zugesetzt, dass er keinen Schlaf hatte finden können, so dass er, als er es nicht mehr aushielt, sein Flanell-un-getüm weit von sich warf. Morgens hatte er sich dann seiner Großtat erinnert, die glücklicherweise folgenlos geblieben war, und er kam, um Bouvard davon in Kenntnis zu setzen, der durch diesen Hinweis ein gewaltiges Stück in seiner Achtung gestiegen war.

Pécuchet war der Sohn eines Kleingewerbetreibenden und hatte seine frühverstorbene Mutter nicht gekannt. Mit fünfzehn hatte die Familie ihn aus dem Internat geholt und zu einem Gerichtsvollzieher in die Lehre gesteckt. Eines Tages kam die Polizei, und sein Lehrherr wurde auf die Galeeren verbannt – eine undurchsichtige Geschichte, die ihm noch immer einen Schrecken einjagte. Später hatte er sich in verschiedenen Berufen versucht: als Apothekerlehrling, Studienaufseher und Zahlmeister eines Frachtbootes auf dem Oberlauf der Seine. Zu guter Letzt hatte ihn ein Sektionschef des Marineministeriums, von seiner schönen Handschrift angetan, als Expedienten eingestellt; aber das Bewusstsein seiner mangelhaften Ausbildung und die geistigen Nachholbedürfnisse, die er unbefriedigt lassen musste, stifteten ihn zu ständiger mürrischer Gereiztheit an; und er lebte völlig allein, ohne Angehörige und Geliebte. Seine einzige Zerstreuung in der Freizeit bestand darin, sonntags die Bauarbeiten der Öffentlichen Hand zu besichtigen.

Die frühesten Kindheitserinnerungen von Bouvard reichten bis zu einem Bauernhof am Ufer der Loire zurück. Ein Mann, sein Onkel, hatte ihn später nach Paris mitgenommen, wo er eine kaufmännische Lehre begonnen hatte. Zur Feier seiner Großjährigkeit wurden ihm einige tausend Francs ausbezahlt. Daraufhin hatte er sich verhehlicht und eine Konditorei eröffnet. Ein halbes Jahr später lief ihm seine Frau davon und ließ die Kasse mitgehen. Seine Freunde, das »süße« Leben und vor

allem die Faulheit hatten seinen Absturz beschleunigt. Er hatte jedoch den rettenden Einfall gehabt, sich seine gute Handschrift zunutze zu machen; und seit zwölf Jahren bekleidete er jetzt ein und dieselbe Stellung bei den Gebr. Descambos, Stoffe, in der Rue Hautefeuille Nr. 92. Was seinen Onkel betraf, der ihm einstens das besagte Alkoven-Porträt vermacht hatte, so wusste Bouvard von ihm nicht einmal, wo er abgeblieben war, und erwartete auch nichts mehr von ihm. Fünfzehnhundert Livres Rente und sein Kopistenhonorar erlaubten es ihm, den Abend in einem einladenden Restaurant zu beschließen.

Ihre Begegnung hatte also die Bedeutung eines unvorhergesehenen Abenteuers gehabt. Augenblicklich fühlten sie sich durch geheime Fibern verbunden. Und wie sollten sich Sympathien auch anders erklären lassen? Warum bezaubert diese Besonderheit, dieser kleine Makel beim einen, während er beim anderen gleichgültig lässt, ja, abstoßend wirkt? Was man den »Blitzschlag« der Liebe nennt, gilt auch für alle anderen Leidenschaften. Noch vor Ende der Woche duzten sie sich.

Häufig holten sie einander im Büro ab. Sobald der eine auftauchte, klappte der andere sein Pult zu, und sie flanierten gemeinsam durch die Straßen. Bouvard marschierte raumgreifend und rasch, während Pécuchet mit seinen kleinen Tripelschritten und dem Gehrock, dessen Schöße ihm ständig die Fersen streiften, wie auf Rollen zu gleiten schien. Auch ihre jeweiligen Vorlieben harmonisierten miteinander. Bouvard rauchte Pfeife, hatte eine Vorliebe für Käse und trank regelmäßig seinen Mokka. Pécuchet schnupfte, nahm zum Nachtschisch nur eingemachte Früchte und tauchte ein Stück Zucker in den Kaffee. Der eine war vertrauensselig, unbedacht, großzügig. Der andere diskret, nachdenklich, sparsam.

Um Pécuchet etwas Gutes zu tun, drängte Bouvard darauf, ihm seinen Freund Barberou vorzustellen. Barberou war früher Handlungsreisender gewesen und jetzt Börsenspekulant, eine »gute Haut« und ein Patriot und Frauenheld, der gern ungezwungenen Vorstadtdialekt sprach. Pécuchet fand ihn unangenehm und nahm Bouvard mit zu Dumouchel. Dieser Dumouchel, seines Zeichens Schriftsteller (denn er war der

Autor einer kleinen »Gedächtnislehre«), gab Literaturunterricht an einem Mädchenpensionat und war ein Mann von orthodoxen Auffassungen und gediegenem Lebenswandel. Bouvard fand ihn langweilig.

Keiner von beiden hatte dem anderen gegenüber mit seiner Meinung hinter dem Berg gehalten. Beide erkannten ihre jeweilige Berechtigung an. Ihre Gewohnheiten änderten sich, und unter Verzicht auf ihre Vollpensionen speisten sie bald nur noch zu zweit.

Sie stellten Überlegungen zu den Theaterstücken an, die gerade in aller Munde waren, über die Regierung, die hohen Lebenshaltungskosten und die Gaunereien im Geschäftsleben. Zuweilen tauchten auch die Halsbandaffäre und der Fualdès-Prozess in ihren Unterhaltungen auf; – und dann suchten sie nach den Ursachen der Großen Revolution.

Sie schlenderten an den Auslagen der Trödelgeschäfte vorbei. Sie besuchten das Conservatoire des Arts et Métiers, die Abteikirche von Saint-Denis und die Gobelins-Manufaktur, den Invalidendom und alle öffentlichen Ausstellungen.

Frage man sie nach ihren Pässen, taten sie, als hätten sie sie verloren, und stellten sich als Fremde vor, als Engländer.

In den Schauräumen des Naturhistorischen Museums verweilten sie voller Verblüffung bei den ausgestopften Vierfüßern, mit Vergnügen bei den Schmetterlingen, völlig gelangweilt bei den Metallen; die Fossilien regten sie zum Träumen an, die Schal- und Krustentiere ließen sie kalt. Durch die Glasscheiben warfen sie einen Blick in die Treibhäuser und schauderten bei dem Gedanken, dass in allen diesen Rankengewächsen tödliche Gifte heranreiften. An der Zeder bewunderten sie, dass sie in einem Hut nach Paris überführt worden war.

Im Louvre gaben sie sich redliche Mühe, Begeisterung für Raffael zu empfinden. In der Nationalbibliothek hätten sie gern die genaue Zahl der vorhandenen Bände gewusst.

Einmal besuchten sie eine Arabisch-Vorlesung im Collège de France, und der vortragende Professor kam gar nicht aus dem Staunen heraus angesichts der beiden Unbekannten, die mitzuschreiben versuchten. Dank Barberou gelang es ihnen,

bis hinter die Kulissen eines kleinen Boulevard-Theaters vorzudringen. Dumouchel besorgte ihnen Eintrittskarten für eine Sitzung der Académie française. Sie informierten sich über neue wissenschaftliche Entdeckungen, lasen die Zeitschriften und Verlagsprospekte, und aufgrund dieser Neugier begann ihre Intelligenz sich zu regen und zu entfalten. An einem Horizont, der sich von Tag zu Tag erweiterte, traten Dinge in ihr Blickfeld, die so verworren wie geheimnisumwittert waren.

Wenn sie ein altes Möbelstück bewunderten, empfanden sie Bedauern, nicht zu der Zeit gelebt zu haben, als es in Gebrauch war, obwohl sie von dieser Epoche absolut nichts wussten. Einige bloße Namen genügten ihnen, sich fremde Länder vorzustellen, die umso phantastischer ausfielen, je vager ihre Kenntnisse davon waren. Die Werke, deren Titel ihnen unverständlich blieben, schienen ein Geheimnis zu bergen.

Je reger aber ihr Vorstellungsvermögen wurde, umso mehr litten sie. Begegnete ihnen auf der Straße eine Postkutsche, überkam sie das Fernweh. Am Quai aux fleurs übermannte sie die Sehnsucht nach dem Landleben.

Eines Sonntags brachen sie in aller Herrgottsfrühe auf und strichen, in Richtung Meudon, Bellevue, Suresnes und Auteuil, den ganzen lieben langen Tag durch die Weinberge, rupften Klatschmohn am Feldrand, schliefen im Gras, tranken Milch, speisten unter den Akazien der Landgasthäuser und kehrten sehr spät abends heim, verstaubt, erschöpft und hingerissen. Diese Spaziergänge wiederholten sie häufig. Aber die nachfolgenden Tage waren so trostlos, dass sie schließlich davon abließen.

Die Monotonie des Bürolebens wurde ihnen verhasst. Ständig Radiermesser und Sandarak, immer dieselben Tintenfüßer, dieselben Federn und dieselben Kollegen! Sie begannen, sie für stumpfsinnig zu halten, und sprachen immer seltener mit ihnen. Das trug ihnen Hänseleien ein. Sie kamen Tag für Tag zu spät und mussten sich Ermahnungen gefallen lassen.

Früher hatten sie sich beinahe glücklich gefühlt. Jetzt aber demütigte sie ihr Beruf, seit sie ihren Eigenwert höher einzuschätzen gelernt hatten; – und sie bestärkten sich in diesem

Abscheu, feierten sich gegenseitig und schmeichelten sich selbst. Pécuchet übernahm etwas vom Ungestüm Bouvards, und Bouvard steckte sich am mürrischen Kleinmut von Pécuchet an.

»Da bekommt man ja Lust, als Seiltänzer auf den öffentlichen Plätzen aufzutreten!«, sagte der eine.

»Lieber ein Lumpensammler-Dasein«, echote der andere missmutig.

Was für eine scheußliche Situation! Und kein Mittel, ihr abzuhelpfen! Nicht einmal ein Hoffnungsschimmer!

Eines Nachmittags (es war der 20. Januar 1839) erhielt Bouvard an seinem Arbeitsplatz vom Briefträger ein amtliches Schreiben zugestellt.

Er breitete die Arme aus, der Kopf glitt ihm langsam nach hinten, und er sank bewusstlos zu Boden.

Die Kollegen eilten herbei. Man löste ihm die Halsbinde. Es wurde nach einem Arzt geschickt.

Er schlug die Augen wieder auf und antwortete auf die Fragen, die ihm gestellt wurden: »Ah! ... Das kommt daher ... das kommt daher, dass ... etwas frische Luft wird mir gut tun. Nein! Lassen Sie nur! Erlauben Sie!«

Und trotz seiner Korpulenz eilte er spornstreichs zum Marineministerium, sich immer wieder mit der Hand vor die Stirn schlagend, weil er glaubte, verrückt geworden zu sein, und versuchte sich zu beruhigen.

Er ließ Pécuchet rufen.

Auftritt Pécuchets.

»Mein Onkel ist tot! Ich erbe!«

»Nicht möglich!«

Und er gab Pécuchet die folgenden Zeilen zu lesen:

Kanzlei von
M^e TARDIVEL
Notar

Savigny-en-Septaine, 14. Januar 1839

»Sehr geehrter Herr,
ich darf Sie bitten, sich in meine Kanzlei zu bemühen, um dort der Eröffnung des Testamentes Ihres natürlichen Vaters bei-

zuwohnen, des Herrn François-Denys-Bartholomée Bouvard, früheren Geschäftsmannes in Nantes, in hiesiger Gemeinde verstorben am 10. des laufenden Monats. Dieses Testament enthält eine sehr wichtige Verfügung zu Ihren Gunsten.

Mit vorzüglicher Hochachtung
TARDIVEL, Notar.«

Pécuchet war gezwungen, sich auf einen Steinpfosten im Hof zu setzen. Dann reichte er ihm das Papier zurück und sagte leise:

»Wenn das ... wenn das nur kein ... schlechter Scherz ist!«

»Du glaubst, dass das ein schlechter Scherz ist?«, rief Bouvard mit erstickter Stimme, ähnlich dem Röcheln eines Sterbenden.

Aber die Briefmarke der Post, der aufgedruckte Briefkopf der Kanzlei, die eigenhändige Unterschrift des Notars, alles das bewies die Echtheit der Nachricht; – und sie schauten einander mit zitternden Mundwinkeln und Tränen in den glasigen Augen an.

Es wurde ihnen eng ums Herz. Sie gingen bis zum Arc de Triomphe hinauf und auf der anderen Seite am Flussufer zurück, vorbei an Notre Dame. Bouvard war krebsrot angelaufen. Immer wieder trommelte er Pécuchet mit der Faust in den Rücken, und zeitweise schien er sogar völlig den Verstand zu verlieren.

Sie kicherten haltlos. Diese Erbschaft würde sich belaufen auf ... auf ...? – »Ach! Das wäre zu schön! Reden wir nicht mehr davon!« Sie redeten aber weiter davon.

Es hinderte sie ja nichts, auf der Stelle genauere Auskünfte einzuholen. Bouvard schrieb zu diesem Zweck an den Notar.

Der Notar schickte eine Abschrift des Testamentes, dessen Schluss folgendermaßen lautete: »Weiter vermache ich François-Denys-Bartholomée Bouvard, meinem natürlichen Sohn, den ich hiermit anerkenne, den ihm von Rechts wegen zustehenden Teil meiner vererblichen Güter.«

Der Biedermann hatte diesen unehelichen Sohn in seiner Jugend gezeugt, ihn aber sorgfältig geheim gehalten, indem er

ihn als seinen Neffen ausgab; und dieser Neffe hatte ihn immer mit Onkel angeredet, obwohl er wusste, was es damit auf sich hatte. Um das vierzigste Lebensjahr hatte sich Herr Bouvard verehelicht und war früh Witwer geworden. Da seine beiden legitimen Söhne, anders als geplant, eigene Wege eingeschlagen hatten, hatte er Reue über die Vernachlässigung zu empfinden begonnen, die sein anderes Kind so lange Jahre erdulden musste. Er hätte es sogar bei sich aufgenommen, wenn seine Haushälterin sich diesen Plänen nicht widersetzt hätte. Sie verließ ihn aufgrund der Machenschaften seiner Familie, und in seiner Vereinsamung beschloss er, sich dem Tode nahe fühlend, Wiedergutmachung zu leisten, indem er der Frucht seiner ersten Liebe alles gesetzlich Mögliche zukommen ließ. Sein Vermögen belief sich auf eine halbe Million, was für den Schreiber zweihundertfünzigtausend Francs ausmachte. Der ältere der beiden Brüder, Monsieur Étienne, hatte bereits verlauten lassen, er werde das Testament anerkennen.

Bouvard verfiel in eine Art brütenden Stumpfsinn. Mit leiser Stimme wiederholte er immer wieder, mit dem friedlichen Lächeln der Betrunknen: »Fünftehtausend Livres Rente!« – und auch Pécuchet, der doch klarer im Kopf war, kam aus dem Staunen gar nicht mehr heraus.

Jäh wurden sie aufgerüttelt durch einen Brief von Tardivel. Der andere Sohn, Monsieur Alexandre, tat seine Absicht kund, alles gerichtlich regeln zu lassen und, wenn er konnte, das Testament sogar anzufechten, wobei er zuvor Versiegelung, Inventur, Zwangsverwaltung usw. beantragte! Bouvard zog sich aufgrund dessen eine Gallenkolik zu. Kaum wieder genesen, reiste er zu Schiff nach Savigny – kehrte aber ohne irgendeine Lösung zurück und hatte lediglich seine Reisespesen zu beklagen.

Daraufhin setzten bei ihm Phasen von Schlaflosigkeit ein, es wechselten jähe Schübe von Wut und Hoffnung, Aufschwung und Niedergeschlagenheit miteinander ab. Als sich jener Monsieur Alexandre ein halbes Jahr später dann doch beruhigte, konnte Bouvard endlich seine Erbschaft antreten.

Sein erster Ausruf war gewesen: »Wir ziehen uns aufs Land zurück!«, und diesen Satz, der den Freund in sein Glück mit

einschloss, hatte Pécuchet für ganz selbstverständlich gehalten. Denn die Herzensbindung der beiden Männer war vollkommen und tief.

Da er aber nicht auf Bouvards Kosten leben wollte, würde er sich ihm erst nach seiner Pensionierung anschließen. Noch zwei Jahre; sei's drum! Er blieb unbeirrbar, und damit war das Ganze beschlossene Sache.

Um herauszufinden, wo sie sich zur Ruhe setzen könnten, ließen sie alle Provinzen Frankreichs an ihrem geistigen Auge vorbeiziehen. Der Norden war fruchtbar, aber zu kalt; der Süden klimatisch reizvoll, aber wegen der vielen Mücken nicht ratsam, und die Mittelregion hatte nichts Anziehendes. Die Bretagne hätte ihnen gelegen, wäre da nicht die Frömmerei ihrer Bewohner gewesen. An den Osten brauchte man, wegen des germanischen Kauderwelsches, gar nicht erst zu denken. Es gab ja noch andere Landschaften. Wie wäre es beispielsweise mit dem Forez, dem Bugey, dem Roumois? Die Landkarten verrieten nichts darüber. Aber ob ihr Haus nun in der oder jener Gegend stand, die Hauptsache war doch, dass sie überhaupt eines hatten.

Schon sahen sie sich am Rande eines Beetes in Hemdsärmeln Rosensträucher beschneiden, jäten, hacken, die Erde umgraben und Tulpen eintopfen. Sie würden sich beim ersten Lerchentriller erheben, um der Pflugschar zu folgen, würden in einem Korb Äpfel pflücken und zusehen, wie Butter geschlagen, Korn gedroschen, Schafe geschoren und Bienenwaben geschleudert werden, und sich am Muhen der Kühe und am Geruch gemähten Heus laben. Keine Schreibarbeiten mehr! Keine Vorgesetzten! Nicht einmal mehr Mietzahlungen! – denn sie besäßen dann ja ihr eigenes Haus! – und Hühner würden sie schmausen aus dem eigenen Hühnerhof, Gemüse aus eigenem Anbau und brauchten zum Abendessen nicht einmal mehr die Holzschuhe auszuziehen! »Wir werden alles tun, was uns Spaß macht! Und einen Bart lassen wir uns wachsen!«

Sie kauften sich Gartengeräte, weiter eine Menge »nützliche« Dinge, etwa eine Werkzeugkiste (man sollte immer eine im Haus haben!), dann Waagen, eine Messkette, einen Badezuber

für den Krankheitsfall, ein Thermometer und sogar ein Barometer »System Gay-Lussac« für physikalische Experimente, wenn sie die Lust dazu überkommen sollte. – Nicht schlecht wäre auch (denn man kann ja nicht immer im Freien werkeln) ein Vorrat an guter Literatur – und sie machten sich auf die Suche danach, immer in starker Verlegenheit, ob dieses oder jenes Werk wirklich »ein Buch für die Bibliothek« sei. Bouvard beschied die Frage kurz und bündig:

»Ach was! Wir brauchen keine Bibliothek.«

»Übrigens habe ich ja meine«, sagte Pécuchet.

Sie richteten sich schon im Voraus ein. Bouvard wollte seine Möbel mitnehmen, Pécuchet seinen großen schwarzen Tisch; man würde sehen, ob die Vorhänge brauchbar wären, und mit ein paar Küchengeräten wären sie für den Anfang schon hinreichend ausgestattet. Sie hatten sich geschworen, all das geheim zu halten, aber ihre Gesichter strahlten. Ihre Kollegen fanden sie allerdings komisch. Bouvard, der auf sein Pult gestützt schrieb und dabei die Ellenbogen breit ausspreizte, um seiner Bâtarde-Schrift mehr Schwung zu geben, stieß sein übliches Pfeifen aus, wobei er unter seinen schweren Brauen listig blinzelte. Pécuchet auf seinem hohen Rohrsessel verwendete alle Sorgfalt auf die Auf- und Abstriche seiner Langschrift – presste aber, bei geblähten Nasenflügeln, die Lippen zusammen, so als hätte er Angst, sein Geheimnis zu verraten.

Nach anderthalb Jahren angestrebter Suche hatten sie immer noch nichts gefunden. Sie unternahmen Reisen in die nähere Umgebung von Paris und darüber hinaus, von Amiens bis Évreux und von Fontainebleau bis Le Havre. Sie waren erpicht auf eine Gegend, die wirklich ländlich war, ohne sich gänzlich auf einen besonders pittoresken Winkel zu versteifen, aber ein begrenzter Horizont bedrückte sie. Sie flohen die Nachbarschaft der Wohnstätten und scheuten doch die Einsamkeit. Manchmal fassten sie einen Entschluss, fürchteten dann aber, sie könnten ihre Entscheidung später bereuen, und änderten ihre Meinung, wenn ihnen die Gegend zu ungesund, zu sehr dem Meerwind ausgesetzt, zu nahe an einer Fabrik gelegen oder zu schwer zugänglich schien.

Barberou rettete sie.

Er kannte ihren Traum und bedeutete ihnen eines schönen Tages, er habe von einem Landsitz in Chavignolles reden hören, zwischen Caen und Falaise, bestehend aus einem Pachthof von achtunddreißig Hektar Grund mit einer Art Schloss und einem sehr einträglichen Garten.

Sie fuhren ins Calvados und waren begeistert. Allerdings wurden für Pachthof und Haus (beide sollten nur gemeinsam abgegeben werden) hundertdreiundvierzigtausend Francs gefordert, während Bouvard nur hundertzwanzigtausend herauszurücken bereit war.

Pécuchet kämpfte gegen seinen Starrsinn an, bat ihn nachzugeben und erklärte, er werde die Differenz aus eigener Tasche begleichen. Das war sein ganzes Vermögen, bestehend aus seinem Erbteil mütterlicherseits und seinen Ersparnissen. Noch nie hatte er ein Sterbenswörtchen darüber verlauten lassen, weil er dieses kleine Kapital für eine, für *die* große Gelegenheit aufsparen wollte.

Gegen Ende des Jahres 1840, ein halbes Jahr vor seiner Pensionierung, war der ganze Kaufpreis erlegt.

Bouvard war nicht mehr Kopist. Zunächst hatte er, aus Angst vor der Zukunft, seinen Beruf weiter ausgeübt, dann aber, als die Erbschaft gesichert war, sein Amt niedergelegt. Dennoch sprach er gelegentlich gern bei Gebr. Descambos ein und gab am Vorabend seines Ausscheidens der ganzen Belegschaft des Büros einen Punsch aus.

Pécuchet dagegen war mürrisch zu seinen Kollegen und schied an seinem letzten Arbeitstag mit lautem Türenknallen aus dem Dienst.

Er hatte die Verpackungsarbeiten zu überwachen, einen Haufen Aufträge zu erledigen – auch Neueinkäufe – und musste sich überdies noch von Dumouchel verabschieden!

Der Professor schlug ihm einen Briefwechsel vor, anhand dessen er ihn über die Literatur auf dem Laufenden halten wollte, und nach erneuten Artigkeiten wünschte er ihm Wohlergehen und gute Gesundheit.

Barberou zeigte sich gefühlvoller, als ihm Bouvard seinen

Abschiedsbesuch machte. Er ließ eilends eine Partie Domino fahren, versprach ihm, ihn »da unten« zu besuchen, bestellte zwei Anis-Liköre und umarmte ihn.

Bouvard nahm, wieder heimgekehrt, auf dem Balkon einen tiefen Atemzug und sagte sich: »Endlich!« Die Lichter auf den Quais spiegelten sich zitternd im Wasser, das ferne Rollen der mehrspännigen Omnibusse verklang. Er erinnerte sich der glücklichen Tage, die er in dieser großen Stadt verbracht hatte, der Schlemmereien im Restaurant, der Abende im Theater, der Klatschgeschichten seiner Hausmeisterin, kurz: aller seiner Alltagsgewohnheiten; und er verspürte eine sanfte Bangigkeit im Herzen, eine Traurigkeit, die er sich nicht eingestehen mochte.

Pécuchet dagegen lief bis zwei Uhr morgens in seinem Zimmer auf und ab. Nie mehr würde er hierher zurückkehren; umso besser! Und doch; um wenigstens etwas von sich zu hinterlassen, ritzte er seinen Namen in den Gips des Kaminsimses.

Die sperrigsten Gepäckstücke waren bereits am Vorabend weggeschafft worden. Die Gartengeräte, die Bettgestelle, die Matratzen, die Tische und Stühle, der Heizkessel, der Badezuber und drei Fässer mit Burgunder sollten zu Schiff Seineaufwärts nach Le Havre gehen und von dort über Caen, wo Bouvard sie erwarten würde, nach Chavignolles weitergeleitet werden. Aber das Porträt seines Vaters, die Sessel, das Likörservice, die Bücher, die Pendeluhr und alle Wertgegenstände wurden in einen Möbelkarren geladen, der über Nonancourt, Verneuil und Falaise fahren sollte. Pécuchet hatte sich erboten, ihn zu begleiten.

Er nahm beim Kutscher des Wagens auf dem Bock Platz, und in seinem schäbigsten Gehrock, mit Halstuch, Fäustlingen und dem Fußsack, den er im Büro benutzt hatte, verließ er am Sonntag, dem 20. März, in aller Herrgottsfrühe die Hauptstadt.

In den ersten Stunden nahmen die Bewegung und die Neuartigkeit der Reise seine Aufmerksamkeit voll in Anspruch. Dann schlugen die Pferde eine langsamere Gangart an, und das führte zu Streitereien mit dem Kutscher und dem Fuhrknecht. Sie wählten schäbige Herbergen, und obwohl sie abmachungs-

gemäß für alles hafteten, übernachtete Pécuchet aus lauter Überängstlichkeit doch immer in denselben Absteigen. Am folgenden Tag wurde bei Sonnenaufgang erneut aufgebrochen; und die Straße, immer dieselbe Straße, dehnte sich endlos bis zum Rand des Horizonts. Ein Schotterhaufen folgte auf den anderen, die Straßengräben standen voll Wasser, das Land breitete sich in weiten Flächen von monotonem und kaltem Grün aus, Wolken jagten am Himmel dahin, und von Zeit zu Zeit fielen Regenschauer. Am dritten Tag erhoben sich Sturmböen. Die schlecht befestigte Wagenplane klatschte und flatterte wie das Segel eines Bootes. Pécuchet barg das Gesicht unter seiner Kappe, und immer wenn er seine Tabakdose öffnete, musste er sich, um die Augen zu schützen, gegen den Wind umdrehen. Bei den rumpelnden Stößen des Wagens hörte er alle seine Gepäckstücke hinter sich herumkollern und sparte nicht mit Ermahnungen. Als er merkte, dass sie nichts fruchteten, änderte er seine Taktik: er gab sich leutselig und machte Komplimente; bei den mühseligsten Anstiegen schob er mit den Männern die Räder an; und er ging so weit, ihnen nach der Mahlzeit Kaffee und Kognak zu bezahlen. Von da an ging es zügiger, aber dergestalt, dass in der Nähe von Gauburge die Achse brach und der Wagen in Schräglage stecken blieb. Auf der Stelle nahm Pécuchet das Wageninnere in Augenschein; ganze Stapel von Porzellan waren zu Bruch gegangen. Zähneknirschend streckte er die Arme gen Himmel und verfluchte seine beiden Peiniger; und der folgende Tag ging verloren, weil der Fuhrknecht sich einen Rausch angerunken hatte. Aber er hatte nicht mehr die Kraft, sich zu beklagen, der Kelch seines Leidens war randvoll.

Bouvard verließ Paris erst am übernächsten Tag, um noch einmal in aller Ruhe mit Barberou essen zu können. Erst im allerletzten Augenblick kam er bei der Postmeisterei an und erwachte erst wieder vor der Kathedrale von Rouen; er hatte die falsche Postlinie erwischt. Abends waren alle Plätze nach Caen besetzt; weil er nichts weiter mit sich anzufangen wusste, ging er ins Théâtre des Arts und strahlte seine Sitznachbarn an, denen er bedeutete, er habe sich aus dem Geschäftsleben zurückgezogen und sei jetzt Gutsbesitzer in der Umgebung.